

carolyn breuer

denn qualität setzt sich immer durch

Von Klaus Härtel

Carolyn Breuer sieht gut aus. Und sie ist die Tochter des bekannten Posaunisten und Pianisten Hermann Breuer. Doch das ist alles nicht ausschlaggebend dafür, dass die Saxophonistin fünfmal innerhalb einer Woche den Münchner Jazzclub »Unterfahrt« sehr gut füllt. Carolyn Breuer ist in erster Linie und vor allem »was fürs Ohr«. Im September erscheint nun der neue – hörenswerte – Tonträger »Amour Fou« (NNM! 2005).

Eitel ist sie schon, keine Frage. Vor allem Fragen nach ihrem Alter blockt sie ab mit »so irgendwas mit 30«. Aber wahrscheinlich müssen Musiker sowieso eine gewisse Spur Eitelkeit an den Tag legen, wenn sie erfolgreich sein wollen. Eines ist Carolyn Breuer ohne jeden Zweifel: selbstbewusst. Den Vorwurf, nur deshalb erfolgreich zu sein, weil sie gut aussehe, hat die Saxophonistin sich schon gelegentlich anhören müssen. Erst im vergangenen Jahr, erzählt sie lachend, habe ein Münchner Kollege – auch Saxophonist – über ihre erfolgreichen und ausverkauften Auftritte in der »Unterfahrt« gelästert, dass er sich demnächst auch Frauenkleider anziehen wolle. »Dazu kann ich nur sagen: erstens trage ich keine Kleider auf der Bühne, und zweitens spiele ich ein bisschen besser als er – ich werde seinen Namen aber nicht nennen.« Am Anfang der Karriere hat sich die Münchnerin da noch ihre Gedanken gemacht. Mittlerweile steht sie da drüber, »solche Sprüche tangieren mich nicht mehr«.

Während des Studiums, das die Saxophonistin in Amsterdam absolvierte, war das schon ein wenig anders. Da wollte sie auf keinen Fall in Verdacht geraten, einen Frauenbonus, den ihr die männlichen Kollegen vorwarfen, auszunutzen: »Da habe ich mich teilweise angezogen wie ein Mann. Ich habe mich auf der Bühne nie geschminkt und immer Jacketts angezogen – am besten noch kariert. Sah fürchterlich aus.« Heute kann Carolyn Breuer da herzlich drüber lachen. Mittler-

weile weiß sie, dass sie sich was Schönes anziehen kann – »schadet der Karriere ja nicht«. Die Saxophonistin ist ein guter Beweis, dass sich Qualität letztendlich immer durchsetzt. Denn wie oft hat man schon Popsternen verglöhnen sehen, die allein wegen ihres Aussehens gecastet und (kurzzeitig) erfolgreich wurden. Mittlerweile sind sechs CDs von ihr erschienen, die zahllosen Platten, auf denen sie als Sideman (sie benutzt dieses Wort wirklich, aber sagt man dann nicht eigentlich Sidewoman?) zu hören ist, zählt sie gar nicht mehr so genau mit.

Überhaupt scheint das das Credo von Carolyn Breuer zu sein, dass die künstlerischen Aspekte mehr wiegen als die kommerziellen. Wobei das natürlich nicht bedeutet, dass man die CDs nicht kaufen sollte – ganz im Gegenteil. Nur sind solche CDs nicht in dem Sinne kommerziell, weil sie keine Radio-Länge haben. Die Stücke auf »Amour Fou« sind teilweise über neun Minuten lang, und so lange dauert es eben, bis »alles gesagt ist«. Heutzutage wollen viele Leute alles mundgerecht in Häppchen serviert bekommen, die »haben nicht mehr die Zeit und die Muße, sich ein Stück so lange anzuhören«, kritisiert die Musikerin die Schnellebigkeit und Oberflächlichkeit der Konsumgesellschaft. Aus diesem Grund hat die Musikerin damals (im Jahr 2000) ihr eigenes Label »NotNow-Mom!« gegründet, weil jeder Produzent meinte, ihr sagen zu müssen, wie sie am besten vermarktet würde. Carolyn Breuer hat ihr eigenes Ding gemacht, und die Musik gespielt »die ich spielen will«. Und so war der Name der damaligen CD auch Programm: »Fate Smiles on those who stay cool«, das Schicksal lächelt denen, die cool bleiben. Die Saxophonistin ist cool geblieben. Eigenwillig, selbstbewusst – und erfolgreich. Leicht hat sie es sich nie gemacht.

Easy Listening ist auch »Amour Fou« nicht. Die CD besteht aus frischem Modern Jazz, ausgereift und eigenwillig, vorgetragen mit viel Lust und in hohem Tempo. So wie eigent-



lich jeder neue Tonträger einen bestimmten Abschnitt beschreibt, gar eine neue Lebensphase einläutet, ist der aktuelle »ein Abschluss einer ›Amour fou‹ mit meiner holländischen Band. Ich wusste: das kommt jetzt dann zu einem Ende. Ich lebe jetzt in Deutschland und will hier mit Leuten spielen. Ich hatte das Gefühl, wenn ich in Amsterdam bleibe, stagniere ich.« Und wie heißt es? Stillstand ist Rückschritt. Die »Abschieds-CD« klingt folglich in keiner Weise zu Tode betrübt – eher himmelhoch jauchzend. Statt Abschied eher hoffnungsvoll, neugierig, voller Erwartungen.

Mit 18 verließ Carolyn Breuer ihre Heimat und zog gen Amsterdam. Nachdem sie sich zu Hause das Rüstzeug, die »instrumentale Basis«, in klassischer Saxofonausbildung geholt hatte, studierte sie dort am Konservatorium. Man kann sicherlich nicht sagen, dass die Musikerin vor dem Erwartungsdruck, als Tochter des bekannten Hermann Breuer, geflüchtet wäre, diesem entzogen hat sie sich aber auf jeden Fall. »In Holland wussten eben nicht alle so genau, wer mein Vater ist. Ich konnte mich da ohne Druck entwickeln.« Den Druck hat sich Carolyn Breuer ohnehin wohl nur von innen heraus aufgebaut. »Mein Vater wollte aus mir keine Musikerin machen. Alles ist aus meiner Motivation heraus passiert. Im Gegenteil, er hat immer gesagt: ›Mach die Musik nebenbei und such dir einen anderen Beruf.«

Heute ist es nicht so, dass der große Vater und die kleine Tochter auf der Bühne stehen. »Wir spielen zusammen. Wir sind gleichberechtigte Partner.« Aber trotzdem, ist eine Vater/Tochter-Beziehung – wenn man CDs einspielt oder auf der Bühne steht – nicht manchmal auch schwierig? Das kann Carolyn Breuer nicht bestätigen: »Vielleicht war das früher, in der Pubertät oder mit Anfang 20, so. Da wollte ich mich schon manchmal absetzen. Ich wollte das alles anders machen als mein Vater. In dem Alter denkt man eben, man weiß alles besser als die Eltern.« Mittlerweile ist die Saxophonistin offen für Kritik vom Posaunisten – »und umgekehrt«, wie sie anmerkt. Und da ist es natürlich hilfreich, dass »wir dieselbe musikalische Sprache sprechen«.

»Ich bin zurück nach Deutschland gekommen, weil ich jetzt weiß, was ich will, ich weiß wie ich klinge, wie ich spiele.« Und das

*Carolyn Breuer
mit ihrem Vater
Hermann*



ist ja bei Musikern nicht immer einfach. Denn natürlich gibt es die großen Vorbilder. Ein Saxofonist kommt an John Coltrane oder Charlie Parker gar nicht vorbei. Carolyn Breuer auch nicht: »Parker war mein absoluter Gott. Alles andere war Gotteslästerung. Also Cannonball Adderley beispielsweise fand ich damals ganz schlimm.« Die Musikerin hat diese Musik immer sehr intensiv gehört und versucht, die Essenz zu entnehmen und in ihr Spiel zu integrieren. »Ich wollte nie jemanden kopieren.« Darauf legt sie großen Wert. Da sei sie gar nicht der Typ für. Sie geht sogar noch weiter und meint, sie könne das gar nicht. Bei Fremdsprachen sei es ähnlich: »Ich lerne eine Sprache, kann die gut sprechen, aber ich habe immer meinen Akzent. Es gibt ja Leute, da höre ich nach drei Sätzen nicht mehr, dass die Deutsche sind. Mit der Musik ist es genauso.« Diese musikalischen Chamäleons, die haargenau den Parker- oder den Cannonball-Ton treffen, beeindruckten die Münchnerin schon, »aber ich kann das halt nicht«. Allerdings, fügt sie an, »finde ich es ganz gut, dass es so ist. Am Anfang habe ich mich immer geärgert, doch jetzt bin ich froh, dass mich die Leute erkennen und dass ich mich selber immer sofort erkenne.« Kollege Branford Marsalis meinte treffend: »Der einzige Weg, die persönliche musikalische Entwicklung von Carolyn Breuer zu verstehen, ist, ihre Platte zu hören.«

Ein Klang durchzieht ihre Karriere, ihre Platten auf jeden Fall: er ist »ehrlich«. Das ist auch eine Grundeinstellung: »Ich denke, wenn man eine Sache ehrlich macht, mit einer integren Grundmotivation, dann wird das auch erfolgreich sein.« Carolyn Breuer vergleicht das mit einem Schuster, der sein Fach mit Hingabe macht und die Schuhe

super repariert, dass die danach zehn Jahre halten. »Dafür zahlst du gerne dein Geld. Wenn du zu ›Mister Minit‹ gehst, weißt du, in einem halben Jahr kann man die Schuhe wieder reparieren.« Und so ist es mit der Musik auch. Im Moment sei leider alles darauf aufgebaut, möglichst schnell möglichst viel Geld zu verdienen – und nebenbei andere Leute über den Tisch zu ziehen: »Es wird wahnsinnig viel Schrott produziert.« Die Saxophonistin nennt als Beispiel »Schnappi« und denkt sich, »in was für einem Land lebe ich eigentlich, wo dieses Lied auf Nummer 1 ist?« Was sich teilweise anhört wie eine Generalabrechnung mit der Plattenbranche, ist vor allem ein realistischer Blick. »Es gibt Leute, die Qualität suchen. Das ist dann mein Publikum, von dem lebe ich. Ich bin noch jung und habe in den vergangenen Jahren gut von der Musik gelebt, ohne dass ich Sachen gemacht habe, die ich nicht ehrlich meinte. Das habe ich bis jetzt nicht gemacht und habe das auch nicht vor. Ich denke, ich habe eigentlich wahnsinniges Glück. Ich habe einen privilegierten Beruf.« Ein Beruf, in dem sich Qualität letztendlich immer durchsetzt. ■

